

Genesis war die Band, mit der Steve Hackett von 1970 bis 1977 bekannt wurde. Die Band, deren soundprägendes Mitglied er war und von der er sich ab 1975 löste, um bald danach vollständig eigene Wege zu gehen. Der Gitarrist entdeckte schnell, dass er sich musikalisch in vollkommen unterschiedlichen Welten zu Hause fühlen konnte: verliebt in den Klang der klassischen Gitarre und gleichberechtigt der E-Gitarre, stand ihm alles offen.

Von Carina Prange



STEVE HACKETT

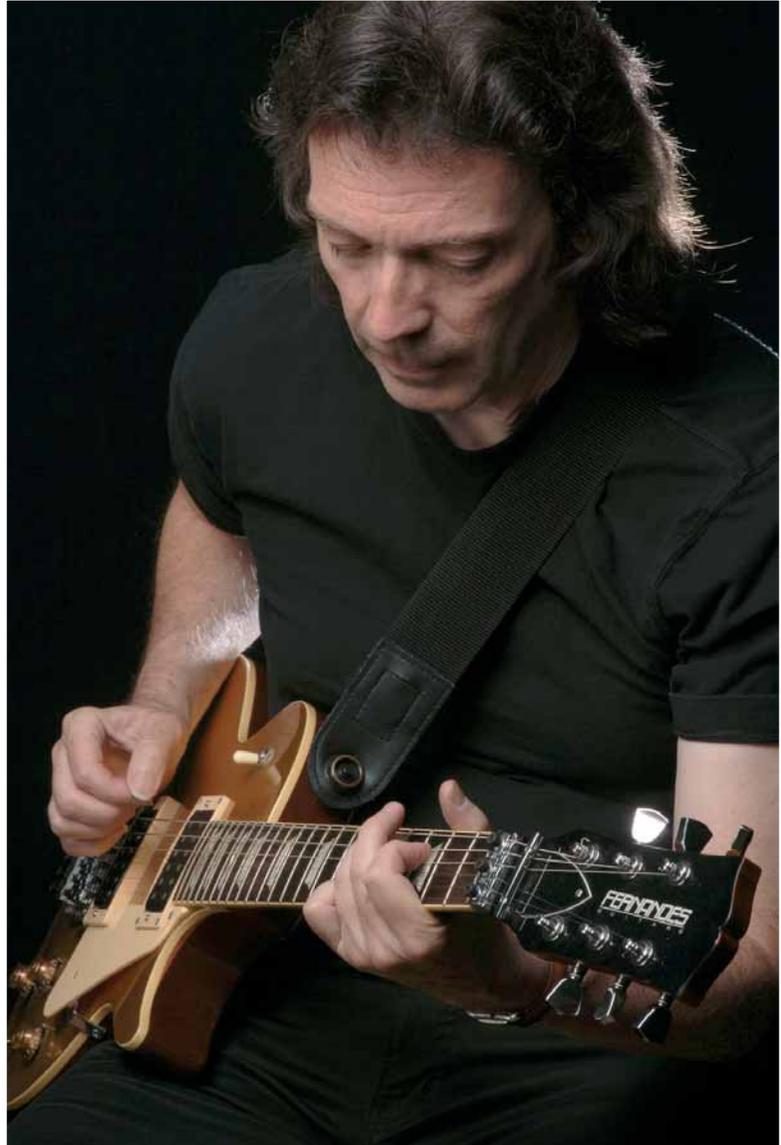
SAITENWANDERER MIT AUSDRUCK

Genauso vielfältig zeigen sich seine im Laufe der Jahre erschienenen CD-Veröffentlichungen. Setzte er sich auf dem einen Album mit klassischer Musik auseinander, folgte oft eine Einspielung mit handfestem Progressive Rock auf dem Fuße. Seine hohe Kunst besteht letztendlich in der Verbindung beider Pole – filigraner Orchestersound und Rock, akustische wie elektrische Instrumente. „Wild Orchids“, Hacketts neuestes Werk, bringt einen aggressiv rockigen Sound und von ihm selbst gesungene, thematisch anspruchsvolle Songs zusammen mit dem, noch vom Vorgängeralbum „Metamorpheus“ bekannten „Underworld Orchestra“. Und noch heute betrachtet sich Steve Hackett als ewig Suchenden, immer unterwegs zu neuen Klängen, neuen musikalischen Ufern.

grand gtrs: Auf deinem neuen Album „Wild Orchids“ trifft deine Rockband auf das „Underworld Orchestra“, und die Musik bewegt sich quer durch höchst unterschiedliche Genres von Rock über Folk bis Klassik. Kann Musik als einziges Medium, ohne dabei Schaden anzurichten, Grenzen überschreiten – nicht nur stilistisch, sondern auch interkulturell?

Steve Hackett: Ich vermute, du spielst auch auf die derzeitige globale Krise an. Was das angeht, bin ich genauso besorgt wie jeder andere. Nun, sicherlich ist Musik zumindest der harmlosere Weg, die eigenen Vorstellungen jemandem in einem anderen Teil dieser Erde nahezubringen. Die „Schadensbegrenzung“ ist auch gleich mit eingebaut – du kannst ja nicht mehr tun, als sie an- oder ausstellen. Musik ist somit tatsächlich der denkbar beste Kulturbotschafter, den es gibt. Instrumentalmusik ist in dieser Hinsicht sogar überlegen, denn sie benötigt keine sprachliche Komponente, um Inhalte zu vermitteln. Ohne mich versteigen zu wollen, möchte ich sagen, dass Musik die Sprache des Friedens ist – potenziell zumindest. Musik, scheint mir, stellt einen innigen Kontakt mit der Welt dar, mit dem Weltgeist. Wie ein Ohr, das ich am Boden habe. Über diesen Kontakt empfangen ich Botschaften. Ich komme mir vor wie eine Art Medium, das bestimmte, quasi in der Luft liegende Themen und Ideen aufgreift. Manchmal erscheinen sie mir im Traum. Für gewöhnlich tauchen sie immer dann auf, wenn ich es am allerwenigsten erwarte.

„Im Rockbereich suche ich nach einem Sound, der einem fast den Arm abreißt. Der aber gleichzeitig damit kokettiert, nach Geige zu klingen. Oder nach Trompete..“



grand gtrs: Du wartest also auf Inspiration?

Steve Hackett: Sich bewusst hinzusetzen, um zu schreiben, ist höchst frustrierend. Ich schreibe die besten Sachen, wenn ich nicht einmal auf der Suche nach etwas bin. Ich bin ständig dabei, gewissermaßen das Rad neu zu erfinden. Es ist immer ein Stochern im Nebel – und ich könnte beim besten Willen kein Patentrezept dafür herleiten. Woran liegt es? Warum erfährt der eine Künstler eine Inspiration, warum schreibt er dann ein besseres Stück als irgendwer anders? Das können wir nicht erklären – und wir werden es im Leben nicht herausfinden. Nicht in diesem Leben jedenfalls. Ja, ich bin ein spiritueller Mensch. Ich bin aber nicht religiös. Ich glaube, dass es mehr Dinge auf der Welt gibt, als sichtbar sind. Unsichtbare Dinge. Vielleicht sogar ganze Welten des Unsichtbaren. Ich bin der Meinung, dass das, was wir vor uns haben, nicht alles ist. Wir sind Teil eines Systems, das auf Materie beruht, auf Körperlichkeit. Was außerhalb dieses Systems liegen könnte, davon habe ich natürlich keine wirkliche Vorstellung. Ich kann nur nicht glauben, dass die Welt, das Universum, nur die Aufsummierung dessen sein soll, was wir mit unseren fünf Sinnen wahrnehmen. Vermutlich ist diese unsere Wahrnehmung sogar sehr eingeschränkt. Und wir haben nur ein kleines Teil des Puzzles in der Hand.

grand gtrs: Als wir das letzte Mal miteinander sprachen, sagtest du, der Klang sei das, was du jederzeit über die Spieltechnik stellen würdest. Bedeutet das für jemanden, der wie du ständig nach neuen Klängen sucht, auch ein fortwährendes Infragestellen der eigenen ästhetischen Vorstellung?

Steve Hackett: Probieren. Experimentieren. Fehler machen. Zufall. Es ist ein ständiger Prozess des Aussortierens und Verwerfens. Und logische Überlegungen helfen dabei nicht weiter –

man muss sich ganz auf den eigenen Instinkt verlassen. Es gibt einen ganz bestimmten Moment, wo du spürst, dass die gerade gespielte Phrase mit genau diesem bestimmten Klang konform geht – eigentlich untrennbar davon ist. Die Phrase beginnt zu leben. Plötzlich bist du raus aus dem Nebel, dem Chaos, und kannst schöpferisch gestalten.

grand gtrs: Was ist ein guter Sound?

Steve Hackett: Im Wesentlichen zeichnen sich alle Musiker, die ich gerne höre, durch einen exquisiten Sound aus. Unabhängig davon, ob sie akustisch oder elektrisch spielen. Bei Geigern wird das besonders deutlich: Ich achte auf einen reichen Klang und ein ganz bestimmtes Vibrato. Ich nehme an, jeder Geiger möch-



Ohne mich versteigen zu wollen, möchte ich sagen, dass Musik die Sprache des Friedens ist – potenziell zumindest.

te, dass sein Instrument wie die menschliche Stimme klingt. Nimm beispielsweise Anne-Sophie Mutter, die ich sehr schätze – sie ist einfach die Beste, die ich je gehört habe. Besonders das Bach'sche Violinkonzert. Einfach hinreißend, wie sie das spielt! Oder der Sound von Andrés Segovia bei bestimmten Stücken. Oje, ich merke, was ich als „großen Klang“ bezeichne, kann ich nur mit Beispielen beschreiben. Auf der Mundharmonika, einem Instrument, das ich sehr liebe: Paul Butterfield – ein unglaublicher Sound; beweglich, aber immer kontrolliert, jeder Ton voll auf den Punkt. Oder Little Walter, als er mit Muddy Waters spielte – superb, das habe ich fast täglich gehört! Wenn man bedenkt, wann das aufgenommen wurde – in den 50er Jahren. Und so ein Sound!? Das haben die damals hinkommen. Schon vor der Rock'n'Roll-Ära gab es Aufnahmen mit wirklich gutem Sound. Der Geigenton von Stéphane Grapelli, Django Reinhardts Gitarre – das hört sich immer noch frisch an.

grand gtrs: Das waren jetzt alles Instrumentalisten. Achtest du bei Sängern auch darauf?

Steve Hackett: Für Sänger gilt das Gleiche. Nimm Leute wie Richie Havens oder Buffy Sainte-Marie – nirgendwo auf der Welt gibt es Sänger, die auch nur entfernt so klingen. Sie haben ihren eigenen Sound, sind ein Ding für sich, absolut einmalig. So etwas möchte ich auf der Gitarre erreichen. Es ist schwer – ich meine, wirklich schwer – vollkommen eigenständig zu klingen. Hier und da ist es mir gelungen. Dann wieder denke ich, andere kriegen es besser hin als ich. Manchmal höre ich ältere Aufnahmen von mir, wo mir mein Sound damals gefiel. Im Nachhinein war er „nicht ganz da“ – es ist und bleibt eine endlose Suche. Im Rockbereich suche ich nach einem Sound, der einem fast den Arm abreißt. Der aber gleichzeitig damit kokettiert, nach Geige zu klingen. Oder nach Trompete. Überhaupt strebe ich beim Sound fast immer in Richtung Brass und Strings. Sowohl auf der Gitarre als auch auf der Mundharmonika. In diese Nähe zu kommen, in den Bereich, wo die Grenzen zwischen den Instrumenten verschwinden, das beschreibt für mich einen guten Klang.

grand gtrs: Es gibt ja für alles Wurzeln. Erinnerst du dich noch an deine erste Gitarre?

Steve Hackett: Oh, da war ich ungefähr zwölf. Das war ein Riesenteil – zumindest fühlte es sich damals so an. Es war eine Kay mit F-Löchern, die meinem Vater gehörte. Wäre eher für Country geeignet gewesen. Ich habe darauf Akkorde geschrubbt und vielleicht wirklich ein bisschen Country gespielt. Aber sie war mir zu groß! Mit zwölf war ich noch so klein, dass ich um das Instrument kaum mit den Armen herumreichte. Erst mit vierzehn konnte ich einigermaßen Akkorde darauf spielen, da hatte ich mich schon zwei Jahre an ihr versucht. Anfangs habe ich aber nur Melodien gespielt, keine Akkorde. Weil ich die Saiten nicht runterdrücken konnte – die Saitenlage war sowas von brutal! Dennoch, das war die Zeit, als ich begann, mich für Gitarrenmusik zu interessieren. Die frühen 60er. Damals fing ich an, Gitarrenplatten zu kaufen. Im Grunde habe ich nie wieder damit aufgehört.

grand gtrs: Wie klang diese Gitarre? Ist das erste Instrument vielleicht der Sound, nach dem man später unbewusst sucht?

Steve Hackett: (lacht) Das vielleicht nicht – aber ich glaube auch nicht, dass ich den Sound dieser Kay-Gitarre ohne weiteres reproduzieren könnte. Dafür braucht man – ganz physisch – stramme, ultradicke Saiten und eine hohe Saitenlage. Akkorde klingen grundsätzlich wie mit hartem Plektrum gespielt und obendrein komprimiert. Also extrem perkussiv, mit ganz wenig Ton und Sustain.

grand gtrs: Trotz deiner Betonung auf Klang besitzt du eine ausgezeichnete Spieltechnik. Wie entwickelt – und vor allem erhält man sich – diese Fingerfertigkeit?

Steve Hackett: Nun, es gibt Phasen, in denen ich entweder den ganzen Tag spiele oder überhaupt nicht. Normalerweise muss ich in so eine Lücke stoßen, wenn es gelingen soll, mit etwas Neuem aufzuwarten. Ich brauche immer wieder mal den

Abstand von der Gitarre. Sonst ertappe ich mich jeden Tag bei den gleichen Fingerübungen. Und das bringt die Spieltechnik überhaupt nicht weiter. Das hilft dir auch nicht beim Ausloten weiterer Möglichkeiten des Instruments. Abstand nehmen ist mein Motto. Abstand, damit ich dann erfrischt zurückkehren kann.

grand gtrs: Welche deiner Gitarren ist für dich momentan die Nummer eins?

Steve Hackett: Eine Les Paul. Ich besitze zwei davon, die ich neulich wieder hervorgeholt habe. Dazu ein Marshall-Verstärker, einen 50-Watt-Reissue, den ich mir vor einiger Zeit zugelegt habe. Zwischen die Les Paul und den Marshall schalte ich noch einen Vorverstärker von SansAmp, manchmal auch einen Treble-Booster. Ein interessanter Effekt, der die Gitarre richtig nach vorne bringt. Abgesehen davon, pendle ich immer zwischen den Extremen – ich stehe entweder voll auf den elektrischen Sound oder voll auf den akustischen Sound. Momentan ist es der elektrische. Ich habe aber in letzter Zeit an einem Album mit klassischer Gitarrenmusik gearbeitet, das nun beinahe fertiggestellt ist. Es ist als Tribute-Album für Andrés Segovia gedacht. Die Arbeit hat mir viel Freude gebracht, aber auch allerhand physische Schmerzen, bis ich alles erfolgreich eingespielt hatte. Das Ergebnis gefällt mir aber. Ich empfinde die akustische Gitarre an sich als ein Instrument von überragender Ausdruckskraft.

grand gtrs: Nun eine von diesen Genesis-Fragen, vor denen du wohl in keinem Interview verschont bleibst...

Steve Hackett: Nur zu!

grand gtrs: Was fällt dir als erstes ein, wenn du an diese Zeit denkst?

Steve Hackett: Ich frage mich beim Zurückblicken, was wohl eigentlich den Stil von Genesis ausgemacht hat. In erster Linie war das wohl eine ganz bestimmte Art zu spielen, die Akkorde als Melodieführung einzusetzen. Die Akkorde selbst wurden zur Melodie. Darin war die Band gut – davor und danach gab und gibt es kaum jemanden, der dazu so in der Lage war und ist. Und das eben machte den Klangcharakter der Gruppe aus. Es kommen natürlich noch viele andere Dinge und allerlei Gefühle hoch, wenn ich an die Zeit denke – immerhin handelt es sich um sechs oder sieben Jahre meines Lebens. Aber das ist jedenfalls ein Aspekt, der mir in den Sinn kommt.

grand gtrs: Deine Frau, Kim Poor, entwirft die Cover deiner Alben. Inspirieren sich eure beiden Kunstrichtungen gegenseitig?

Steve Hackett: Ja, sicher, indem wir uns gegenseitig ermutigen. Jeder Künstler, ob er nun bildnerisch gestaltet oder mit Tönen, kennt es, dass sich von Zeit zu Zeit der Blick auf die eigene Arbeit verschleiert. Dann brauchen wir jemanden, der zu uns sagt, dass wir gut darin seien, was wir tun. Dass wir eben nicht die Richtung verloren hätten. Als Künstler muss man sich immer vor Augen halten, wofür man eigentlich arbeitet. Es geht eben nicht um das Ergebnis, jedenfalls nicht nur. Man macht es,

weil es einem gut tut, sich innerhalb seines Mediums auszudrücken. Gefühlssache – aber nicht nur! Nicht immer sollte das eigene Gefühl den Ausschlag geben, auch das ist wichtig für einen Künstler zu erkennen. Man muss auch wagen, Dinge in Angriff zu nehmen, bei denen man fühlt, das klappt nicht. Eben diese Dinge stellen sich manchmal als die stärksten Ideen heraus.

grand gtrs: Zu zwei Stücken des neuen Albums wüsste ich gerne Näheres: „Down Street“ und „The Fundamentals of Brainwashing“

Steve Hackett: „Down Street“ zeichnet ein etwas surrealistisches Bild davon, was im Untergrund von London vor sich geht. Das Räuberische, das unter der Stadt lauert. In London, muss man wissen, sind Wasserläufe, ja ganze Flüsse in den Untergrund verlegt. Darüber Straßenpflaster. Um das Leben einfacher zu machen, hat man sie versteckt. Und auch andere Dinge werden versteckt, unter den Teppich gekehrt. Diese verschiedenen Etagen verborgener Geheimnisse erforscht der Song. Durchaus mit Humor, möchte ich betonen – es ist eigentlich nicht ganz ernst gemeint. Das Stück ist ein wahres Mosaik. Wir hatten über zweihundert Tonspuren. Mehr, als man für ein Sinfonieorchester braucht! Unglaublich viele Details. Hat gedauert, bis wir das fertig gebastelt hatten. Aber es ist nichts als ein überaus kunstvoll ausgearbeiteter Scherz. „The Fundamentals of Brainwashing“ ist dagegen eher eine Variante des altmodischen Protestsongs. Es geht darum, wie wenig sich in der Welt geändert hat. Die erste Zeile lautet: „History is a vinyl record stuck in a groove.“ Zur Problemlösung zwischen Völkern fällt niemand etwas anderes ein als – Krieg. Ab, zurück in die Steinzeithöhle! Jedesmal wieder. Auf Aktion folgt Reaktion. Erst wenn das Schlachten in vollem Gange ist, merken alle, dass es zu spät ist. Aber so ist die Welt der Politik. Man muss sehr vorsichtig sein, wen man wählt.

grand gtrs: Im Oktober warst du für einige Konzerte in Deutschland. Wie hast du die Songauswahl hierfür geplant?

Steve Hackett: Das machen wir in der Band, damit beginnt alles. Meist habe ich eine Liste von Stücken im Kopf. Es kommen ein paar dazu, andere fallen raus. So habe ich es die ganzen letzten Jahren gehalten, und es hat sich immer als der richtige Weg erwiesen. Ich liebe den reinen Klang einer akustischen Gitarre und den einer unverstärkten Querflöte. Aber wir müssen es so einrichten, dass die Leute im Saal alles hören können. Es muss dafür nicht wirklich laut sein. Die Popmusik zieht ihre Kraft aus der Lautstärke. Uns dagegen reicht eine Ausgewogenheit im Klang und eine geeignete Raumakustik. Dann entwickelt sich die Magie von selbst. Manchmal wünsche ich mir, selbst in der ersten Reihe sitzen zu können und nicht immer der zu sein, der spielen muss. Aber wenn man selber spielt, ist das immer etwas anderes. Es ist ein Allgemeinplatz, dass man, wenn man auf die Bühne geht, dies mit dem Gefühl tun sollte, seinen Spaß zu haben. Nicht etwa daran denken, was alles schief gehen könnte. Ein gutes Konzert ist eines, wo du eins wirst mit der Musik, weil du Spaß daran hast, zu spielen. Es sind nicht die Fehler, die du machst, auf die es ankommt. Es ist die Freude an dem, was gelingt. ■